



Leseprobe

Florian Gottschick
Damals im Sommer
Roman

»Mit einem Sog, dem man sich kaum entziehen kann, erzählt Florian Gottschick nicht nur von der ersten großen romantischen Liebe, sondern auch von der einzigartigen Liebe zwischen Brüdern.«
Jannik Schümann

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,00 €



Seiten: 192

Erscheinungstermin: 26. April 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein dichter, melancholischer Roman über einen unvergesslichen Sommer

Ein Sommerurlaub Ende der 90er, zwei Brüder mit ihren Eltern am Meer. Der eine knapp 17, vorlaut, sportlich und schon erfahren im Umgang mit Mädchen; der andere 15, oft in Gedanken versunken, schüchtern und ohne Sixpack. Doch alles wird anders, als der Jüngere am Strand dem geheimnisvollen Filip begegnet. Dieser fasziniert ihn auf eine Weise, die er schwer einordnen kann: mit seinem Lächeln, seinen Segelohren, seinem muskulösen Körper. Am letzten Ferientag geschieht das Udenkbare und doch insgeheim so Ersehnte: Sie verbringen eine gemeinsame Nacht. Danach ebbt der Kontakt ab, Filip bleibt schmerzhaft unerreichbar, verblasst. Bis der 15-Jährige etwas über den Franzosen erfährt, was ihn über Nacht erwachsen werden lässt ...

Florian Gottschick erzählt faszinierend direkt, wehmütig und voller Humor von der Euphorie der ersten Liebe und davon, wie ein Erlebnis in der Jugend dem Leben eine ganz eigene Wendung geben kann.



Autor

Florian Gottschick

Florian Gottschick machte 2013 sein Diplom in Filmregie an der Filmuniversität Babelsberg. Die Filme unter seiner Regie liefen auf über 70 internationalen Filmfestivals. Sein Diplom-Film »Nachthelle« wurde für den Grimme-Preis nominiert

*Für Peter. In Gedenken an Mimi.
Für Fernando. In Gedenken an Diego.
Und für Bartosz.*

*Das Leben beginnt von Neuem,
wenn es im Herbst kühler wird.*

F. Scott Fitzgerald

We repeat what we don't repair.

Christine Langley-Obaugh

*And what would humans be without love?
– Rare, said Death.*

Terry Pratchett

Prolog

ES WAR UNERTRÄGLICH heiß in diesem Sommer, so heiß, dass die Hitze beinahe zähflüssig war. Jede Bewegung fühlte sich an, als würde man durch Honig waten. Eine solche beklemmende Hitze habe ich nie wieder gespürt. Entweder war es ein besonderes Wetterphänomen in dem Dorf, in dem ich aufwuchs, oder es hatte etwas mit mir und meinem Alter zu tun, mit dem der Jugend innewohnenden Vermögen, die Dinge zwischen Himmel und Hölle intensiver wahrzunehmen.

Ich stand drei Jahre vor der Volljährigkeit, aber schon voll im Saft. Die Kindheit wollte mich noch nicht aus ihren Fängen lassen, und das Erwachsensein tat sich schwer mit mir. Dieser Übergang war der undankbarste, den ich bisher bewusst durchlebt hatte. Ich saß zwischen den Stühlen: Am Kindertisch war kein Platz mehr für mich, und am Erwachsenentisch schnitten sie mir noch das Schnitzel klein.

Seither sind viele Jahre ins Land gegangen, in denen ich – unbestätigten Meldungen zufolge – älter geworden sein soll, aber auch weiser. Ich habe einen Beruf, den ich meinen Traumberuf nenne: Ich erzähle Geschichten. Die folgende erzähle ich hier zum ersten Mal. Nicht ausgeschlossen, dass schon meine bisherigen Werke von den damaligen Gefühlen durchzogen

sind, haben sie mich und jede weitere Beziehung, die ich eingegangen bin, doch tief geprägt. Denke ich an damals, verschwimmen meine Erinnerungen und ich vermische Jahre und Fakten. Bis heute arbeite ich das Erlebte auf. Ich kann sagen, dass ich mir über die Zeit eine gewisse Vorsicht Menschen gegenüber angeeignet habe, sogar eine Distanziertheit, die ich, wären diese Jugendjahre anders verlaufen, nicht zu meinen Eigenschaften gezählt hätte. Der Sommer, von dem ich hier schreibe, ist eine Vielzahl an Sommern, so wie der Ort eine Vielzahl an Orten ist. Diese Jugend eine Vielzahl an Jugendlichen und ich eine Vielzahl an Ichs. Aufgeschrieben habe ich diese Geschichte noch nie, weil sie ausgedacht klingt. So was passiert schließlich nicht im wirklichen Leben – in dem, das man so nennt.

Nun. Doch.

Aber wo fange ich an?

|

1.

DIE HITZE LAG da wie eine in der Sonne fettende Salami. Natürlich war das Ozon schuld, das Thema Nummer 1 in diesem Sommer. Deo- und Haarspray hätten das Ozonloch vergrößert, hieß es, später machte man die Kühe dafür verantwortlich. Und in meinem Dorf gab es wer weiß wie viele Kühe. Dabei war das Ozonloch zu der Zeit bereits ein alter Hut. Neu war nur, dass es sich inzwischen anmaßte, sich von der Antarktis über den ganzen Erdball auszudehnen.

Und so stand ich jeden Tag vor der eigens eingerichteten Anzeige der Dorfapotheke und überprüfte die Ozonwerte. Der Apotheker, Gott hab ihn selig, hieß Carsten Christfeld Cremer, nannte sich selbst CCC, und so hieß auch die Apotheke: CCC Apotheke. In meiner Erinnerung war er damals schon alt, um die sechzig. Es gibt heute Sechzigjährige, die sehen aus wie die Vierzigjährigen damals. Doch er hatte bleiche, transparente Haut, durch die man die Adern sehen konnte, bläuliche und rote, und Lippen, die wie eine logische Konsequenz wulstig und überrot daherkamen, und stets versuchte er, mich mit ihnen hyperintellektuell einzulullen. Kaum stand ich vor besagter Anzeige, kam CCC herausgeschossen. Er meinte wohl, mich mit seinem ständigen Gerede über Jazz und das Festival am

Paulinenschlösschen oder mit seiner Italophilie ins Bett zu kriegen. Wo er sich noch andere Sachen mit seinen Lippen anzustellen erhoffte. Und so lud er mich zu sich nach Hause ein.

Mit seiner Frau bewohnte er eine Bungalow-Villa mit Fernblick. Er lockte mich, wie sicher auch reihenweise andere junge Männer aus der Nachbarschaft, im Sommer mit seinem Pool und im Winter mit der Sauna. Wir könnten saunieren, er würde eine Jazz-CD auflegen und uns Spaghetti machen, die man essen müsse, als gäbe es keine Manieren, sonst schmeckten sie nicht. Anschließend könne man ja an sich herumspielen, gegenseitig, verstehe sich, am Puller. Es gab wenig so unerotische Worte für meinen Schwanz wie »Puller«.

Ich kann mich erinnern, dass Odine Schmidt – Dinchen, wie ihre Mutter sie gerufen hatte – ihn damals »Kleiner Peter« nannte, ohne zu wissen, dass das der Vorname meines Vaters war. Fortan lag jegliche körperliche Annäherung mit dieser hübschen Person jenseits alles Denkbaren. Meine Irritation darüber überwog sogar den Umstand, dass ich auf Dinchen schon scharf war, bevor ich überhaupt aufgeklärt war. Wenn immer sie ihren Willen nicht bekam, kratzte sie mich. Das fand ich anziehend. Sie ist heute eine ausgebuffte Geschäftsfrau, schön wie eh und je und verheiratet mit einem Bubi von Mann. Wenn ich an die beiden denke, werde ich neidisch. Ob sie ihn wohl auch kratzt?

»Kleiner Peter« eroberte auf dieser nie zu veröffentlichen Rangliste noch vor »Puller« den ersten Platz.

CCC und ich trafen uns hin und wieder. Dann holte er mich in seinem Mercedes SL 300 Cabrio ab, grau mit auffallend gelben Seitenlichtern, und wir fuhren in die Berge oder in ein Restaurant. Unsere Puller ließen wir schön eingepackt.

Mein Vater Peter, gefürchteter Gegner im selben Tennisverein, in dem auch CCC angemeldet war, sagte zu mir: »Der Herr Cremer, der ist natürlich schwul!« Der ganze Verein wisse das. Ständig spiele er da mit jungen Burschen Tennis. Und seine Frau wisse das auch. Was erklärte, weshalb sie mich immerzu garstig behandelte. Sie war eine hübsche, ältliche, sehr kluge Dame, aber gleichzeitig eben garstig, in sich gekehrt, depressiv vielleicht auch. Sie starb ein paar Jahre vor ihrem Mann, der dann die Villa aufgab und in ein Seniorenstift für Wohlsituierte zog. Von da an telefonierten wir noch zwei-, vielleicht dreimal.

Ich dachte nicht mehr an den alten Apotheker, bis mein Vater mir in einem Nebensatz erzählte, der alte Cremer sei gestorben, schon vor einiger Zeit. Und da überkam mich Trauer. Ich malte mir sein Leben dramatisch aus: inoffiziell offiziell der Schwule im Dorf; verheiratet, Kinder, und doch einsam.

An diesem Tag also umschmiegte mich die Hitze wie ein aufdringlicher Liebhaber, dessen allgegenwärtigen Hände in Übergriffigkeit umzuschlagen drohten. Nicht dass ich damals schon so eine Erfahrung gemacht hätte. In jenen Tagen standen meine Familie, das waren also mein Vater, meine Mutter Mimi und mein Bruder Fer, kurz vor dem Familienurlaub. »Mimi« war eigentlich der Kosenamenname, den ihr unser Vater gegeben hatte, kurz nachdem sie sich kennengelernt hatten. Sie einfach nur »Mama« zu nennen, passte so gar nicht zu ihr. Allein damit, dass auch wir Kinder sie »Mimi« nannten, füllte Jahre später eine Therapeutin ganze Psychoanalyse-Sitzungen.

Mimi erzählte uns damals gerne, dass es sich geziemte, früh einen Mann zu heiraten und kurz darauf Kinder zu bekommen.

Aber nicht ohne Stolz fügte sie hinzu, dass sie uns recht spät bekam und vorher ihrer Journalistenkarriere treu blieb. Damit galt sie entweder als modern oder als Rebellin. Unsere Oma war letzterer Ansicht. Es war ihr regelrecht peinlich, und sie hatte etliche Versuche unternommen, Mimi davon zu überzeugen, sich endlich ihrem Platz in der Familie zu fügen. Wie stünden sie sonst da?

Mein Vater hatte uns erzählt, als er meine Mutter kennenlernte, waren sie wie zwei Magneten. Sie zogen sich unweigerlich an. Er hätte auch früher Kinder gewollt, aber für Mimi konnte es gar nicht spät genug sein. Als ich auf die Welt kam, war sie einundvierzig.

Wenn ich mir alte Fotos anschau, sehen unsere Eltern aus wie das Klischee-Paar, das in jedem US-College-Film bemüht wird. Gut aussehend, sportlich, unantastbar. Auf unzähligen Fotos trägt Mimi ein modisches Kleid und mein Vater lässig Sonnenbrille, während er sie umarmt. Die meisten Fotos von meinem Vater wurden auf dem Tennisplatz gemacht. Man bekommt den Eindruck, dass das die Hochphase der Tennisclubs war, und meinem Vater standen die kurze, weiße Hose und das enge, weiße Polo aufs Vortrefflichste.

Fer ist die Abkürzung für Ferdinand; unsere Putzhilfe, Frau Colmar, glaubte immer, er heiße Fernando. Sie war in ihrer ersten Ehe mit einem dicklichen Argentinier verheiratet gewesen, und wenn wir nicht rechtzeitig entkamen, erzählte sie uns ausschweifende Geschichten, wie sie durch Südamerika getrampt waren, und vergaß darüber das Putzen. Der Name Fernando passte viel besser zu meinem Bruder, war er doch ganz anders als ich eher der dunklere Typ, von athletischer

Statur, mit großen grünen Augen und braunen Haaren, die ihm locker ins Gesicht fielen. Ärgerlicherweise war er auch noch zwei Jahre älter als ich. Seine Bart- und Schamhaare wuchsen ihm früher und zeitgleich sein Interesse an weiblichen Brüsten. Ich hatte ihn einmal heimlich beobachtet, wie er im Stehen vor dem Badezimmerspiegel masturbierte, früher nannten wir das »rubbeln«, und sich ins Waschbecken ergoss. Ich war überrascht und neidisch, wie viel er ejakulierte. Ekel schlich sich erst später am Abend ein, als ich mich, den Schaum vom Zähneputzen ausspuckend, über das Becken beugte und bemerkte, wie sich dort, wo noch Spermareste klebten, der Wasserteppich auf dem Porzellan teilte. Ich würgte unweigerlich, und seitdem war Zähneputzen eine heikle Angelegenheit. An diesem Abend tat ich es ihm nach. Vielleicht schlich sich in den Ekel auch postvoyeuristische Erregung ein, aber zumindest, was das Waschbecken anging, sollte ich an dem Tag das letzte Wort behalten.

Beim Tennis im gleichen Verein wie unser Vater und CCC war mir Fer weit voraus – ebenso wie auch sonst in seiner Entwicklung. Er verstand es, die Mädchen mit einem ungeheuren Charme zu umspülen. Er stellte sie auf eine Klippe und war selbst die Gischt. Für mich sah er schon damals aus wie ein junger Mann. Mit einer Schildkröte, zu dieser Zeit hieß es noch nicht Sixpack, und starken Armen. Das Einzige, was meinen Bruder menschlich machte, war sein empfindlicher Magen. Er musste nicht mal etwas Falsches gegessen haben, aber aus unerfindlichen Gründen kam es am nächsten Tag zu schwallartigen Entleerungen seines Magens. Das war schon ein Schauspiel! Wenn er an einem Tag eine schlechte Note nach Hause brachte, war es selbstverständlich, dass

unsere Eltern ihn am nächsten Tag nicht in die Schule schicken konnten. Er verbrachte dann den ganzen Morgen entweder mit Bauchkrämpfen oder Spucken – so pflegte sich Mimi in den Entschuldigungen für den Klassenlehrer Monsieur Bernauer auszudrücken. Relativ schnell danach ging es ihm wieder gut, er setzte sich an den Schreibtisch und lernte oder verschwand für Stunden, um sich beim Sport selbst zu kasteien. Und in der Mittelstufe brachte er so einige schlechte Noten mit nach Hause, sodass sich sein Körper mit der Zeit stählte.

Ich war dagegen noch das, was man im Dorf »langer Lulatsch« nannte, aber auch ich hatte schon meine Anlagen. Meine sexuellen Erfahrungen beschränkten sich vorerst auf die Fantasie und mein rechtes Handgelenk. Mit acht oder neun Jahren hatte ich begonnen, mich in der Kunst der Masturbation zu üben, und hatte es mittlerweile zu einer gewissen Handfertigkeit gebracht. Sicher, da gab es Mädchen, die auf mich flogen, und auch ich zeigte mich an dem einen oder anderen interessiert. Aber dieser Urlaub ließ alles anders werden.

